

Bina Kratsch
Was das Leben will

Roman

1. Tag nach der Operation

Der Moment des Bewusstseins nach einer schweren Operation ist kurz. Der Moment des Bewusstseins nach einer schweren Operation ohne den gewünschten Ausgang ist noch viel kürzer. Winzige Augenblicke reichen, um zu begreifen, dass das Resultat verheerend ist. Dank der Nachwirkungen der Narkose findet die Nachricht sofort wieder ihren Weg in die Dunkelheit und legt sich wie ein Schatten auf die Seele. So war es zumindest bei mir. Elli, dreiunddreißig, Brustkrebs. Meine Mutter verstarb daran, da war ich vierzehn. Allen Vorsorgeuntersuchungen zum Trotz fanden die Krebszellen ihren Weg und zwangen meinen Körper in die Knie. Mein Geist blieb wach, bis zum heutigen Tag, an dem ich die durch dichten Nebel gesprochenen Worte annehmen muss. Ich habe beide Brüste verloren. Alle beide. Und ich hatte schöne Brüste. Keine hässlichen, für die man sich ein Leben lang schämt oder zum Beauty Doc rennen muss, nein, meine waren perfekt. Ein volles C, rund, gutes Gewebe. Und dieser Wichser von Arzt hatte sie mir beide abgenommen. Meine Hand, die liebevoll und automatisch nach den schönen Wölbungen sucht, greift ins Leere. Es ist zum Verzweifeln. Meine Gedanken schweiften wieder ab. Ein Hoch auf die Narkose.

3. Tag, der zweite ist zu traurig

Neben mir liegt ein Herr. Mitte fünfzig, schätze ich. Leider hat er so viele Schläuche im Gesicht, dass ich nicht sagen kann, ob er mir sympathisch ist oder nicht. Die Haare sind grau und trotz seines sichtbar schweren Leidens wirkt seine Haut leicht gebräunt. Dich hat noch niemand in ein Solarium geschoben, damit du dich besser erholen kannst, spricht der kleine Teufel in meinem Kopf. Mein Nachbar hier scheint darin seine Nachmittage zu verbringen. Sein Körper wirkt schwach, aber man sieht noch immer, dass Muskeln ihn ein Leben lang zusammenhielten. Ein Häufchen Elend mit Sonnentouch. Ich überlege, welches Bild ich wohl abgebe. Weiß wie eine Wand, Brustlos, mutlos. Vielleicht legt man die, die sich ähnlich fühlen, zusammen. Ich glaube nicht, dass sich mein Krebspartner hier noch vollen Mutes im Solarium räkelt und die Wärme genießt. Wohl eher liegt er schon ganz woanders ... Er atmet schwer. Sein Sauerstoffgerät steht kaltherzig neben seinem Bett und spendet ihm, so scheint es, widerwillig Luft. Wäre ich selbst nicht so ein Wrack, ich würde vor Mitleid übergehen. Aber ich brauche mein Mitleid selbst. Ich habe sonst niemanden.

5. Tag, der vierte ist nicht erzählenswert

Ich schlürfe einen Grießbrei, lecker. Da sich meine Zunge seltsamerweise noch immer ein wenig taub anfühlt, komme ich mit dem Abschlürfen des Löffels besser zurecht, als damit, den Brei mit einem Strohhalm einzusaugen. Das erste Mal, seit ich zur Hühnerbrust mutiert bin, schmeckt mir etwas Essbares so richtig. Wäre da nicht mein schwer atmender Nachbar, hätte ich noch die »Perfekte Welle« dazu gesungen. Denn heute ist ein guter Tag. Meine Narben verheilen respektabel, der Krebs ist momentan vom Tisch und bis zum Befund, ob er sich bereits ausgebreitet hat oder nicht, schlürfe ich so lange und so laut meinen Grießbrei, wie es mir Spaß macht. Mein Arzt, Dr. Harra, sagt, es war die richtige Entscheidung, wenn ich leben will. Natürlich will ich leben, aber getroffen hat die Entscheidung er, nicht ich. Ganz im Reinen bin ich mit seiner Person noch immer nicht. Es liegt in niemandes Ermessen, mich zu entbrusten. Ich schneide ihm auch nicht den Schniedel ab, ohne ihn vorher ordentlich gefragt zu haben. Eine mögliche Amputation EINER meiner Brüste stand im Raum, nicht mehr und nicht weniger. Mit Asymmetrie kann ich leben, mit Flachland nicht. Wichser!

Schöne Hände beobachte ich bei meinem Nachbarn, als dieser vorsichtig, aber gezielt nach seinem Trinkbecher greift. Ein schneller Griff und er saugt schon lauthals an dem gebogenen Strohhalm.

Wir beide könnten ein Duett anstimmen. Strohalm meets Grießbrei. Wie nett.

Plötzlich dreht er den Kopf und sieht mich an.

Mein Grießbreilöffel hat denselben Schrecken wie ich verzeichnet und hält sich verzweifelt an meiner noch halbtoben Zunge fest. So starren wir uns also entgeistert an. Er mit Schläuchen in der Nase und Strohalm im Mund, ich mit Löffel und Grießbrei im Gesicht.

»Was ist?«, sagt eine tiefe, raue Stimme.

»Nichts«, zwitschert der Löffel zurück und fällt mir dann galant auf die Bettdecke.

»Ich bin Privatpatient. Ich habe ein Einzelzimmer geordert«, sagt er schroff.

»Das tut mir leid«, antworte ich, »blöderweise war ich nicht in der Verfassung, Ihre Wünsche entgegenzunehmen, so müssen Sie wohl mit dem Krankenhauspersonal reden.«

»Was haben Sie?«

Sein Tonfall ist unfreundlich und distanziert.

»Nichts. Ich liege nur so rum. Danke der Nachfrage.«

Kurz wirkt er erstarrt, dann schmunzelt er ein bisschen.

»Nun gut«, sagt er ein wenig freundlicher, »was haben Sie denn?«

»Brustkrebs. Also eigentlich nur mehr Krebs, denn meine Brüste bin ich los.«

Ich wundere mich selbst, dass ich einem Fremden sofort und ohne Hemmungen die zweitschlimmste Geschichte meines Lebens über die Betten posaune, aber mir ist danach. So what. Irgendjemandem muss ich es ja erzählen. Schließlich trage ich schon fünf Tage lang dieses Wissen mit mir herum. Ich muss es teilen.

»Seit wann sind Sie hier?«

Mitleid scheint auch er keines übrigzuhaben.

»Seit fünf Tagen. Und Sie?«

»Zwei Monate.«

»Okay ... Dann waren Sie wirklich als Erster da«, sage ich nach einer kurzen Pause.

Du meine Güte.

»Wollen Sie nicht fragen, was ich habe?«

Will ich? Eigentlich nicht. Aber die Höflichkeit lässt mir keine Wahl ...

»Was haben Sie?«

»Lungenkrebs. Endstadium. Fühlen Sie sich ein wenig besser?«

Nein, aber ich fühle mich ein wenig angegriffen.

»Sie meinen, ich müsste mich besser fühlen, weil es Ihnen noch beschissener geht?«

»Genau. So läuft es doch im ganzen Leben, oder? Wir fühlen uns besser, wenn es anderen schlechter geht.«

Ich denke über seine Worte nach.

»Ansichtssache«, antworte ich.

»Wie heißen Sie?«

»Elli.«

»Sie?«, bevor er mich wieder auffordert zu fragen.

»Gustav.«

»Sie heißen wirklich Gustav?«

»Ja. Wieso? Gefällt Ihnen der Name nicht?«

»Er ist seltsam«, antworte ich.

»Sie sind mein erster Gustav.«

»Und von mir aus gesehen Ihr letzter.«

Er lacht.

»Seien Sie nicht so pessimistisch.«

»Ich bin im Endstadium. Pessimismus ist mein einziger Freund.«

»Wo sind Ihre richtigen Freunde? Familie und so weiter?«

»Wo sind Ihre?«

»Eh laufend da«, lüge ich, dass sich die Balken biegen.

Der Mann hat fünf Tage geschlafen, er hätte noch nicht einmal bemerkt, wenn ein Dinosaurier an seinem Strohalm gezogen hätte.

»Dass ich nicht lache. Sie hatten nicht ein einziges Mal Besuch.«

»Woher wollen Sie das wissen? Sie schlafen doch rund um die Uhr?«

»Ich döse, weil ich bis heute zu schwach war, um mit Ihnen ein paar Worte zu wechseln.«

»Das heißt, Sie wussten gleich, dass aus Ihrem Einzelzimmer nichts geworden ist?«

»Erwischt. Aber bis auf Ihre heutige Griesbreischlürferei sind Sie mir nicht weiter negativ aufgefallen. So dulde ich Sie halt.«

»Wie nett. Ich fühle mich geschmeichelt.«

Die Freunde- und Familienfragerei verläuft glücklicherweise im Sand und so liegen wir beide wieder einfach nur so da.

»Sie müssen zu ihnen.«

Erstaunt, dass er wieder spricht, hebe ich meinen Kopf in seine Richtung.

»Zu wem?«

»Na, zu ihnen. Jetzt werden Sie mich gleich für verrückt erklären.«

»Schon passiert. Von was oder wem reden Sie?«

»Sagen wir so: Es handelt sich um eine Art Projekt. Ich habe es auch lange Zeit nicht verstanden oder nicht verstehen wollen. Vielleicht zu lange. Am Ende lief mir die Zeit davon.«

Gedankenverloren starrt er an die gegenüberliegende Wand.

»Ich verstehe nur Bahnhof.«

»Ich schreibe Ihnen eine Adresse auf. Gehen Sie dorthin. Sie werden erst dort verstehen, wovon ich rede.«

»Okay ...« Ich fürchte, Morphium hat mehr Nebenwirkungen, als ich dachte.

»Es ist nicht das Morphium, falls Sie das vermuten.«

»Sondern?«

»Es ist unerklärlich, aber wahr. Ich lüge nicht.«

»Geben Sie mir einen Hinweis, in welche Richtung ich denken muss.«

Er atmet jetzt ruhiger, dennoch scheint sich sein Adrenalinpiegel um Nuancen zu erhöhen. Schweißperlen stehen auf seiner Stirn.

»Sie können Ihr Leben tauschen.«



Mein Leben tauschen. Gegen welches? Ihres?«
»Sie sind eine Ulknudel. Meines würde wohl nicht sehr viel Sinn ergeben. Nein, gegen ein gesundes Leben, eines, das gehen will.«

»Hä?«

Hühnerbrust hin oder her, ich werde jedes Morphinum verweigern.

»Geben Sie mir einen Zettel.«

Da ich nicht weiß, wie ich ihm erklären kann, dass er mächtig einen an der Waffel hat, reiße ich einen Zettel aus meinem Notizbuch und bringe ihn zu ihm.

Umso näher ich ihm komme, desto mehr spüre ich seine Krankheit, sein Leid.

»Versuchen Sie, mir einfach zu glauben. Bei mir ist der Zug abgefahren, aber Sie haben noch eine Chance davonzukommen. Sie sind ein gutes Mädchen. Sie haben Herz und Seele. Das zu spüren durfte ich noch lernen in meiner letzten Zeit.«

Ein gutes Mädchen? Sehe ich etwa aus wie siebzehn? O ja, ich erinnere mich. Der Krebs hat mir ja meine Weiblichkeit genommen. Da sieht man dann eben aus wie zwölf. Ich fühle mich elend.

»Ich bin dreiunddreißig.«

»Sage ich ja, ein junges Mädchen.«

»Hier.« Er reicht mir den Zettel zurück und ich schleppe mich wieder in mein Bett. Kalt ist es geworden. Früher war mir nie kalt.

»Erwarten Sie noch eine Antwort. Oder eine Frage?«, sage ich.

Sieht nicht so aus, denn entweder schläft er schon wieder, oder er döst seinen Beobachtungsschlaf. Was in Gottes Namen soll ich jetzt damit anfangen?

Nach ein paar Minuten, die ich den Vögeln auf dem Dach der gegenüberliegenden Kirche widme, falte ich den kleinen Zettel auseinander und lese:

Rehunion

Rebhausstraße 5

Viel Glück!

Zwei Wochen nach der Operation. Es ist noch nicht einmal sechs Uhr morgens, aber ich bin bereits hellwach. Heute kommen meine Ergebnisse wegen der Metastasen und so. Eigentlich wollte ich mich damit nicht verrückt machen, dennoch bin ich gerade dabei. Noch nicht einmal die Vögel, die fröhlich und ausgelassen die ersten Frühlingslieder zwitschern, können mich beruhigen. Mein Bett, angenehm warm und kuschelig, hält mich gefangen. Ich fühle mich schwer und träge und wenn ich ehrlich bin, habe ich kein gutes Gefühl. Durch das Schicksal meiner Mutter habe ich gelernt, dass manche Dinge im Leben einfach ihren Lauf nehmen, und der Wahrheit ins Auge zu blicken leichter ist, wenn man Übung hat. Ich habe Übung. Durch meine Mutter und auch durch meinen Vater, den ich nicht kenne. Die Realität hatte meine kindliche Vorstellung davon, dass er sich irgendwann einmal für mich interessieren wird, im Eiltempo überholt. Seither sind wir Freunde, die Realität und ich. Ich mag es, alle Eckpfeiler zu kennen, ohne Wenn und

Aber. Müde quäle ich mich aus dem Bett und muss an Gustav denken. Wie so oft. Wie geht es ihm? Lebt er noch? Vielleicht besuche ich ihn heute, nehme ich mir vor und steige gemächlich unter die Dusche. In den Spiegel sehe ich nicht. Ich will einfach nicht. Die Psychologin aus der Klinik meinte, ich müsste mich langsam wieder mit meinem Körper anfreunden. Aber ich bin nicht im Krieg mit ihm. Eher mit ihr. Sie hätten keine mit Doppel D schicken sollen.

Der Anrufbeantworter zeigt zwei Anrufe in Abwesenheit. Ist mir egal. Die einzig wichtige Person in meinem Leben ist meine Schwester Ilvy und Ilvy lebt in Amerika. Natürlich würde sie kommen, wenn ich sie bitten würde, aber das will ich nicht. Ich will sie nicht belasten. Ilvy würde vor mir sterben, aus Mitgefühl. Erst wenn ich keinen Ausweg mehr sehe, werde ich ihr reinen Wein einschenken.

Um kurz nach zehn verlasse ich meine Wohnung und mache mich auf den Weg.

Dr. Harras Gesichtsausdruck lässt keine Vermutung zu. Konzentriert liest er in seinem Ordner und rückt sich alle zwei Minuten die Brille zurecht. Eigentlich ist er ein attraktiver Mann. Großgewachsen, sportlich, mittelbraune, gewellte Haare. Wenn er lacht – ich habe ihn nur einmal lachen sehen – reihen sich perfekte Zähne wie Soldaten in einer weißen Armee aneinander und erhellen sein strenges Gesicht um mindestens drei Nuancen. Heute erhellt sich gar nichts. Aber gut, es gibt ja auch nichts zum Strammstehen.

»Also, Elli, darf ich Sie Elli nennen?«

»Sicher«, antworte ich zaghaft, Dr. Weißgebiss ist sicher nicht viel älter als ich.

»Wir haben Ihre Ergebnisse.«

»Davon gehe ich aus, Dr. Harra. Wie heißen Sie mit Vornamen?«

»Harald«, kommt es etwas irritiert zurück.

»Sie heißen Harald Harra?«

Ich glaube, ich muss lachen.

»Ernsthaft?«

Er lächelt ein wenig und zwei, drei Späher blitzen unter seinen schmalen Lippen hervor.

»Ernsthaft. Also Elli, die volle Wahrheit oder die Schonkost?«

Sehe ich aus wie Schonkost?

»Die Realität, Harald. Einfach die Realität.«

Ich fürchte, er bereut bereits, mich fast schon geduzt zu haben, denn ich meine, auch für einen Arzt ist das »Sie« eine wichtige Form der Distanz.

»Wir haben zwei Metastasen. In der Lunge. Sie sind noch winzig klein, aber wir müssen sie behandeln und hoffen, dass sie entweder weggehen oder so klein bleiben.«

Seine Redeweise erinnert mich an meine Mutter. »Wir haben Husten. Wir brauchen einen Hustensaft«, streichelt sie mir in der weit entfernten Vergangenheit über den Kopf. Wir haben Schnupfen. Wir haben Fieber. Es ist immer ein *Wir*. Nie ist man alleine.

Und *wir* haben jetzt also Metastasen. Wir, also ich.

»Scheiße«, sage ich und mache einen Schmollmund.

»Heißt das Chemo?«

»Wir werden sehen. Möglicherweise versuchen wir eine neue Therapie. Ich werde Sie über alles aufklären.«

»Wie stehen meine Chancen? Und bitte die unzensierten.«

Er wartet ein paar Sekunden.

»Achtzig-zwanzig. Bei Ihnen spielt die Genetik eine große Rolle.«

»Okay.«

Da ich nicht weiß, was ich sonst noch mit ihm plaudern soll,

mache ich mich auf zu gehen.

»Ich habe noch Zeit. Wir können noch über die verschiedenen Therapien sprechen.«

»Nein danke, heute lieber nicht. Sagen Sie, wie geht es meinem Zimmerkollegen Gustav, dem ich nach meiner Operation Gesellschaft leisten durfte? Ich müsste ihn noch etwas fragen.«

»Gustav Held?«

»Ich kenne seinen Nachnamen nicht. Er hat Lungenkrebs. Endstadium.«

»Wenn es der Gustav Held ist, den ich meine, dann ist er gestern verstorben. So Mitte fünfzig, war seit zwei Monaten hier.«

Manchmal kommt einem das Leben endlos vor und manchmal ist es wie eine Ohrfeige, die dich brutal ins Hier und Jetzt befördert.

Als ich die Praxistüre schliesse, begleitet mich eine Wut, die ich so nicht kenne. Durch das Knallen der Türe wird sie mir erst so richtig bewusst und am liebsten möchte ich noch einmal umdrehen und Dr. Harra seine weißen Beißerchen polieren. Ich weiß, er kann nichts dafür. Gustav und ich aber auch nicht.

Am Nachmittag verkrieche ich mich in meinem Bett und höre Mozart. Die Melodie kommt mir heute ungewöhnlich traurig vor und das erste Mal überlege ich ernsthaft, wie es sein wird, nicht mehr hier zu sein. Leider fehlt mir dafür komplett die Vorstellungskraft, um zu verstehen, dass ich dann tot bin. Was mache ich dann? Wo und wie finde ich dann wieder zu meinen Gedanken, meinem Ich? Ich weigere mich zu glauben, dass rein gar nichts bleibt. Es kann nicht das Ende sein. Ich war doch gerade erst am Anfang. Ich habe noch keine Kinder und ich muss noch Tonnen

von Schokolade essen. Und auf den Malediven war ich auch noch nie, und ... Gustavs Zettel fällt mir ein.

Sollte ich der geballten Morphinium-Ladung folgen und die Adresse aufsuchen? Du kannst dein Leben tauschen – hat er gesagt. Hmm. Ich könnte ja mal schauen, ob die Adresse überhaupt existiert, denn wenn nicht, hat sich das Tauschgeschäft sowieso erledigt. Das iPad liegt schwer auf meiner nicht mehr vorhandenen Brust und ich starre an die Decke. Was, wenn ja. Gehe ich hin? Irgendetwas verunsichert mich, doch in Anbetracht des Todes springe ich über meinen Schatten. R wie Ratte ... Reh ... wie Rehlein ... Reunion, da ist es. Rebhausstraße 1-8. Die Adresse gibt es. Aha. Fünf ist laut Gustav meine Abteilung.

Plötzlich habe ich das Gefühl, keine Zeit mehr zu haben. Ich sehe sie direkt vor mir, wie sie mit Riesenschritten an mir vorbeigaloppiert und mir die Zunge rausstreckt. So schnell war ich in den letzten zwei Jahren nicht in meinen Schuhen und auf dem Weg in die Innenstadt. Gustav, ich bin am Weg.



Das Taxi bringt mich geradewegs zu einem riesengroßen Gebäude, welches zentraler nicht liegen könnte. Zahlreiche Bars und Geschäfte befinden sich sowohl drinnen, als auch daneben, und es herrscht reges Großstadttreiben. Und direkt davor stehe ich und komme mir vor wie in einem Ameisenhaufen, der einen vorweihnachtlichen Samstag zelebriert. Die Menschen sind fröhlich und lustig und einige lächeln mich an. Ich überlege, was für ein Tag heute ist, und tatsächlich ist Samstag, allerdings ein Samstag im frühlingshaften April.

Mit einer großen Sonnenbrille getarnt studiere ich also die Adressen und finde zwar die Reunion, aber nicht die Zahl Fünf und schon gar kein Stockwerk. Als ich mich umdrehe, um eventuell jemanden nach dem Weg zu fragen, kommt mir ein Mann entgegen, mittleres Alter, gut gekleidet. Ich frage höflich nach der Nummer Fünf, worauf er mir antwortet, ich solle doch bitte genauer hinsehen.

»Idiot«, denke ich, als mir beim erneuten Blick zum Eingang die Zahl Fünf fast entgegenspringt. Ein wenig Gänsehaut läuft mir über die karge Hühnerbrust und ich drücke die Klingel. Die Tür geht auf und ein unspektakulärer Lift mit den Nummern 1 bis 8 erscheint. Die Nummern sind so groß geschrieben, dass ein Blinder den Weg nach oben fände. Ich steige ein. Zurück ist keine Option mehr. Er

wird mich schon nicht in die Hölle bringen. Oder war Gustav der Teufel? Meiner Meinung nach bewegt sich der Lift keinen Millimeter, weder nach oben, noch nach unten. Ich will schon wieder aussteigen, als ich Gelächter und laute Stimmen höre. Sie klingen freundlich und hell und nehmen mir ein wenig meine Unsicherheit. Ohne Krebs wäre ich nie in diesen Lift gestiegen. Er scheint mich mutiger zu machen, oder ist es nur die pure Verzweiflung, die mich antreibt?

Obwohl ich schwören könnte, weder nach oben noch nach unten gefahren zu sein, stehe ich plötzlich inmitten eines Großraumbüros. Die Decke des Raumes ist ungewöhnlich hoch, es wirkt, als könnte sie fliegen, und auch die wenigen Schreibtische machen nicht den Eindruck, auf dem Boden zu stehen.

Zahlreiche Personen wuseln durch die Gegend, aber niemand scheint meine Anwesenheit zu bemerken.

Am Empfangstisch sitzt eine Frau. Blond, groß, stattlich, überaus freundliche Gesichtszüge. Sie telefoniert und lacht unentwegt lebensfroh in den Hörer. So war ich auch einmal, denke ich, und während mich ein wenig Traurigkeit erfasst, sitzt auf einmal dieselbe Dame, mit anderer Haarfarbe, am Empfang. Ansonsten ist alles gleich an ihr, nur die Haare sind auf einmal dunkel. Träume ich? Wie geht das denn?

»Du bist Elli, oder?«, spricht sie mich an.

»Äh, ja«, antworte ich vorsichtig.

»Ich bin Solara. Ich leite diesen Laden. Möchtest du Kaffee oder Tee?«

»Nein ... danke«, sage ich.

»Warst du nicht gerade noch blond?«, frage ich sie und sie lacht.

»Ja, gerade eben noch. Habe keine Zeit, zum Friseur zu gehen.«

Fröhlich fährt sie sich mit der rechten Hand durch ihre dunkle Mähne.

»Wer bist du?«, kommt mir über die Lippen, dabei weiß ich gar nicht, ob ich das überhaupt wissen will.

»Ich bin das Leben«, antwortet Solara und sieht mir fest in die Augen.

»Es geht allen so wie dir. Lass dir Zeit.«

»Woher weißt du, wer ich bin?«

»Gustav hat Bescheid gesagt, dass du kommst.«

»Gustav?«

Ich glaube, ich falle in Ohnmacht. Das kann doch alles nur ein Scherz sein.

»Gustav ist tot«, sage ich ernst.

»Ja, ich weiß. Für euch ist er tot.«

»Für euch nicht?«, sage ich und frage mich sogleich, wer *euch* ist.

»Immer die gleichen Fragen«, kommt es aus einer anderen Ecke, und der ältere Herr, der mir unten bei der Adresse half, schüttelt den Kopf.

»Und wer ist er?«, frage ich das Leben, das keine Zeit hat, zum Friseur zu gehen.

»Das ist Karl, die Vergangenheit. Neben ihm sitzt Trudi, die Zukunft.«

Ah, die Zukunft ist auch hier. Wie praktisch. Sie kann mir dann ja gleich einmal verraten, ob sich Chemo und Schönheitsoperation auszahlen.

»Ich hätte da eine Frage an die Zukunft«, sage ich leicht verbittert.

»Ist nicht meine Abteilung«, ruft sie in meine Richtung und feilt sich weiter ihre rot lackierten Nägel.

Solara hebt entschuldigend die Schultern.

»Wessen Abteilung ist es dann?«

Langsam verliere ich die Geduld.

»Du musst das Schicksal fragen«, antwortet das Leben.

»Das Schicksal ist auch hier?«

»Kommt gleich«, antwortet Karl, die Vergangenheit.

»Ist auf Mittag.«

»Auf Mittag? Es ist vier Uhr nachmittags.«

»Das sind eure Zeiten, nicht unsere«, antwortet der Mann mit ernster Miene.

Kurz sagt niemand ein Wort.

»Wie ist das mit dem Schicksal?«, lege ich wieder los. »Ist es starr oder lässt es sich bewegen? Wenn man zum Beispiel am zweiten Juni tot umfallen wird, beginnt es dann vorher daran zu arbeiten, dass es mit dem Termin klappt, oder lässt es sich durch Therapien, zum Beispiel Chemo, nach hinten schieben? Kann man es über Jahre mitnehmen, oder ist der Tag X unausweichlich?«

»Das Schicksal ist geduldig«, sagt Solara.

»Und launisch«, sagt die Zukunft.

»Es ist fröhlich wie ein Kind und lässt oft und lange mit sich spielen. Ein paar Jahre auf oder ab sind ihm egal.«

Trudi zuckt mit den Schultern. Sie sieht aus wie vierzehn, trägt Zöpfe und kaut Kaugummi. Na bravo.

»Gibt es auch den Tod?«, kommt mir plötzlich über die Lippen und ein Schauer läuft mir über den Rücken.

»Ist laufen«, sagt die Vergangenheit.

»Laufen?«, antworte ich, »der Tod ist laufen?«

Auf einmal amüsiere ich mich köstlich. »Na hoffentlich fährt ihn keiner über den Haufen.«

Ich bin die Einzige, die lacht.

»Keine Brüste mehr, aber immer noch Witzchen reißen.«

Der Tod ist gekommen. Lautlos schließt sich der Lift.

»Oh, der Tod ist ein Arschloch«, sage ich intuitiv und ohne mich umzudrehen.

Er lacht.

Als er in mein Blickfeld kommt, fällt die Angst von mir ab und ich bin positiv überrascht. Er sieht aus wie du und ich. Groß, dunkel, tiefblaue Augen, athletisch.

Ein athletischer Tod. Wie nett.

»Sind alle Fragen geklärt?«, fragt er das Leben, doch Solara verneint.

»Wir warten noch auf Jola.«

»Das Schicksal?«, frage ich und sie nickt.

Doch Jola kommt nicht.

»Frag, was du wissen willst«, sagt der Tod nach etlichen Minuten und lehnt sich in seinem Sessel zurück.

»Frag schon.« Gelangweilt gähnt er in meine Richtung.

»Ich habe heute noch ein Date. Ich möchte nicht zu spät kommen.«

»Mit einer Frau?«

»Natürlich...«, antwortet er verwirrt. »Sehe ich aus wie ein schwuler Tod?«

Der Tod hat Angst, schwul zu sein?

Sind die alle nicht ganz dicht hier oben?

»Ich meinte, holst du dir jemanden, du weißt schon ... immerhin bist du der Tod, oder gehst du nur ins Kino?«

Das Leben lacht.

»Wir gehen essen. Ist das erste Date.«

»Wer bitte geht mit dem Tod essen?« Meine Gänsehaut macht sich wieder bemerkbar.

»Ihr alle. Tag für Tag. Ich gehe auch gerne mit dir ins Bett, wenn du willst. Die Hühnerbrust stört mich nicht.«

Getroffen in meinem Innersten hole ich zum Gegenschlag aus.

»Spürst du überhaupt irgendetwas oder bist du kalt wie Robert Pattinson in Twilight?«

»Du glaubst, ich bin ein Vampir?«

»Tot ist tot, oder? Oder gibt's noch was dazwischen?«

»Ihr Menschen habt wirklich keine Ahnung von irgendetwas. Twilight ist ein Film. Das hier ist die Realität.«

Die Realität. Will mich der verarschen?

Das Schicksal ist auf Mittag, der Tod läuft Marathon und die anderen drei wechseln Haarfarben und sonstiges.

»Wo ist der Sarkasmus?«, platze ich heraus.

»Gibt es nicht«, antwortet die Vergangenheit. »Ist eure Erfindung.«

»Sarkasmus ist super«, sage ich trotzig.

»Er ist langweilig«, sagt der Tod.

»Er tritt dir in den Arsch«, antworte ich.

»Und wenn schon. Er hält das Schicksal nicht auf.«

»Wer entscheidet, wer gehen muss und wer nicht?«

Alle Augen sind auf mich gerichtet.

»Endlich eine adäquate Frage«, sagt die Zukunft.

»Ich«, sagt das Schicksal und kommt zur Tür herein.

»Ich alleine entscheide über das Leben und den Tod. Mahlzeit, ihr Lieben.«



H i, Elli. Ich bin Jola, das Schicksal. Ich sehe, du hast dich schon mit allen bekannt gemacht.« Freundlich reicht sie mir die Hand.

Ich fasse es nicht. Ich habe ein Pretty Woman-Déjà-vu. Das Schicksal ist gekleidet wie eine Nutte.

»Wie geht es dir?«

Wie es mir geht? Das Scheiß-Schicksal fragt nach meinem Wohlbefinden.

»Geht so«, antworte ich ehrlich und hasse mich sogleich dafür, Jola nicht ins Gesicht zu spucken.

»Ihr mögt mich immer halbe-halbe«, sagt Jola besänftigend. »Bin ich gut, liebt ihr mich, bin ich schlecht, verdammt ihr mich. Man gewöhnt sich daran.«

»Gewöhnt man sich auch daran, der Tod zu sein?«, frage ich den Tod provokant. »Oder ist das die Arschkarte?«

»Ich heiße Martin«, antwortet er seelenruhig.

»Martin. Das klingt so fromm.«

»Ich bin auch fromm.« Er lächelt.

»Du warst schon einmal bei mir, nicht wahr, kurz vor der Operation. Ich konnte dich fühlen. Wieso hast du mich nicht mitgenommen?«

»Hühnerbrüstchen nehme ich nicht so gerne mit.« Wieder lacht er höhnisch und spricht dann weiter.

»Das Schicksal hatte etwas dagegen. Es ist noch nicht fertig mit dir. Möglicherweise kann ich sie aber noch überreden ...«

Tief blickt er mir in die Augen.

»Wir werden sehen. Noch bin ich nicht so weit, dich aufzugeben«, mischt sich das Schicksal ein. »Und du, Tod, hör auf so blöd zu grinsen. Im Endeffekt bist du die Müllabfuhr. Ich entscheide, wen du mitnimmst.«

Die Müllabfuhr?

»Ihr seid ein makabrer Haufen.«

Ich glaube, mir wird schlecht.

»Ich nicht. Ich bin das Leben«, sagt Solara.

»Was ist mit euch beiden?«, frage ich Karl und Trudi. »Wieso meldet ihr euch nicht? Vergangenheit und Zukunft? Nichts zum Mitteilen?«

»Wir sind noch nicht dran«, sagen beide wie aus einem Mund.

»Du bist die Zukunft! Du weißt, wie es mit mir endet!«, platzt es noch einmal aus mir heraus.

Die Zukunft lächelt mir ins Gesicht.

»Ich bin ebenfalls Jola unterstellt. Sie ist der Boss. Alles neben und mit dem Leben ist Schicksal. Ich kann dir nicht helfen.«

»Wann kommst du zum Einsatz?« Ich will einfach nicht lockerlassen, und wissen, wie es mit mir weitergeht.

»Wie ich schon sagte, wenn das Schicksal es will.«

»Du fragst sehr viel, ohne die eigentliche Kernfrage anzusprechen«, sagt der Tod und zündet sich eine Zigarette an. Den naheliegenden Witz, der mir dazu einfällt, behalte ich für mich. Beim joggenden Tod hat auch niemand gelacht.

»Hey, machst du Werbung in eigener Sache?«, muss dann aber doch raus, als ich seine Zigarettenpackung anvisiere.

Er rollt mit den Augen. Wie kann der Tod Martin heißen? Verstehe ich nicht.

Eigentlich verstehe ich überhaupt nichts. Bin ich auf irgendeinem Trip? Wenn ja, dann haben sie hier die besseren Drogen.

»Gehen wir in den Konferenzraum und kommen zur Sache«, sagt das Schicksal und geht den anderen auf Mörderabsätzen voraus.

»Du bist anstrengend«, sagt sie noch im Vorbeigehen zu mir.

»Oh, danke. Dito«, knurre ich ihr nach.

»Ich werde dir jetzt erklären, wie es läuft«, sagt sie und legt die Beine auf den Tisch.

»Du kannst dein Leben tauschen, wenn du das willst. Es ist eine einmalige Gelegenheit und nur die wenigsten Menschen bekommen diese Chance. Bevor du mich jetzt mit der Frage nervst, »wieso ich«, antworte ich dir lieber gleich, noch bevor ich dir den weiteren Ablauf erkläre. Also: Erstens hat dich Gustav vorgeschlagen. Zweitens haben wir einen bewilligten Antrag und drittens mag dich der Tod. Ich erlaube ihm, in letzter Instanz zu entscheiden, wer antreten darf und wer nicht.«

»Weil er schon beim Sterben an sich nichts zu melden hat?«

»Ich würde die Fresse halten, sonst überlege ich es mir noch«, sagt der Tod und verlässt den Raum.

Scheiße. Tod verärgert.

»Entschuldigung«, sage ich in die Runde. Das Leben grinst.

»Du musst jemanden finden, der dich lieben lernt und sterben will. Liebe auf irgendeine Art und Weise. Welche, ist uns egal. Ein paar von euch sind hier falsch gestrandet und wollen aus verschiedensten Gründen nicht mehr leben. Die gilt es zu finden. Der- oder diejenige, die nicht mehr leben will, wird mit dir tauschen. Oder

auch nicht. Wenn er oder sie geht, bekommst du den Platz auf der Erde zugewiesen. Alles verstanden? Wir sehen uns. Viel Glück.«

Pause. Die Nutte hat sich aus dem Staub gemacht.

»Hä?«

Ich habe überhaupt nichts verstanden. Wo bitte soll ich denn irgendjemanden hernehmen, der für mich den Löffel abgibt. Und wer bitte wird mir glauben, wenn ich mit dieser Affengeschichte antanze. Und seit wann rennen die Suizidgefährdeten frei auf der Straße herum?

»Das tun sie auch nicht«, sagt die Vergangenheit.

»Du musst ein wenig kreativer werden. In der Psychiatrie wird man meistens fündig. Was du dann daraus machst, ist deine Sache.«

»Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich jemanden finde?«

»Spielst du Lotto?«, sagt die Zukunft.

»Du machst mir Mut«, antworte ich zähneknirschend.

»Ich bin die Zukunft. Alles ist möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich.«

»Und wenn nicht, holt mich der liebe Martin, oder wie?«

Niemand antwortet.

»Wie war noch gleich Ihr Name?«, frage ich nun die Vergangenheit, die alles über mich weiß.

»Ich heiße ... warten Sie, bevor es Ihnen gleich wieder eine Gänsehaut aufzieht – es ist ein Zufall – Karl Gustav. Angenehm.«

Ich glaube für heute bin ich bedient.

Der Lift, der mich nach unten bringt, bewegt sich wieder nicht. Keinen Millimeter. Als ich auf die Straße trete, ist es bereits Nacht und ich friere. Wo war ich gerade? Ist die Reunion der Himmel? Ich weiß, ich träume nicht. Was passiert mit mir?

Der Blick zur Türe ist ernüchternd, keine Zahlen mehr, keine Stockwerke, nur die Reunion selbst ist übrig. Ich weiß nicht, ob ich jetzt mehr Angst habe als vorher. Mir fallen all die Hollywood Blockbuster ein, in denen es um genau solche Sachen geht. Science-Fiction will man meinen. Von wegen.

Das Taxi, das mich nach Hause bringt, bietet mir ein wenig Schutz. Vielleicht sollte ich doch meine Schwester anrufen. Krebs ist eine Sache, ein Dachschaden eine andere.

Ende der Leseprobe

Im Buchhandel oder online erhältlich